

L01034 Arthur Schnitzler an Georg Brandes, 3. 5. 1900

,Mein lieber und verehrter Herr Brandes,

schon vor einigen Tagen las ich in einer Zeitung, dass Sie sich wieder leidend befinden und in ein Sanatorium gegangen wären; aber nach dem ganzen Tun u auch nach der Schrift Ihres Briefes scheint mir, dass die Krankheit diesmal leichter auftritt als die ersten Male, und hoffentlich stehn Sie bald wieder auf und sind endlich ganz gesund. Es ist gewiss ein gutes Zeichen, wenn Recidive in abgeschwächter Form auftreten; ich wünsche von Herzen, dass es das letzte ist. – Sehr bedauert hab ich dſs ich in Abbazia Ihren Absagebrief fand nicht Sie selbst. Ich habe auf der dalmatinischen Reise meist schlechtes Wetter gehabt; nur in Ragusa zwei sonnige Tage; überdies gerieth ich anfangs in einen Balneologencongres, dessen Mitglieder Schiffe und Hotels füllten, von denen ich auch manche persönlich kannte, es war ziemlich unangenehm. Unter solchen Halbbekannten sein ist die schlimmste Form – der Einsamkeit, nicht der Geselligkeit. Von Abbazia aus, wo es ununterbrochen regnete, flüchtete ich bald nach Hause. Das schönste was ich mitbrachte, ist die Erinnerung an die Trümmer von Salona, ich kann gar nicht verstehen, warum man da nicht immer und immer weitergräbt; die Erde wegkratzen und die Vergangenheit finden – wie kommt es, dſs darüber noch keiner wahnsinnig geworden ist? –

Auch die albernen Angriffe gegen Sie wegen Ihrer Budapester Einleitung habe ich gelesen. Es ist ja wirklich gar nicht ernsthaft darüber zu reden. Und doch scheint es, kann man die Empfindlichkeit gegenüber dem dümsten, wen es nur einmal gedruckt ist, nicht ganz verlieren. Ich erinnere mich, wie ich seinerzeit mit einem Staunen im Briefwechsel von Goethe und Schiller Denkmäler ihres Aergers über die nichtigsten Sribenten antraf. Seither staune ich ,aber nicht mehr, wen ich sehe, wie sich zuweilen die Klügsten über die Thörichtesten ärgern. Die Philosophie hilft wohl gegen die Todesangst, aber nicht gegen Flohstiche.

Dass Sie auch mir für Wien danken, ist zu liebenswürdig; ich fühle, dass ich Ihnen, besonders diesmal, nicht viel sein konnte. Im Anfang waren diese langweiligen Zahngeschichten; und dann liegen die Schatten von jenem traurigen Ereignis oft, und nun gar in diesen Frühlingstagen schwer auf meiner Seele. Dazu kommen noch mancherlei zum Theil nervöse Dinge (aber nur zum Theil), über die ich nicht gern rede, hauptsächlich ein quälendes Ohrensausen, an dem ich nun seit drei einhalb Jahren ununterbrochen leide, mit beginnender Ver schlechterung des Gehörs – das macht mich natürlich auch nicht viel froher. Immerhin arbeite ich seit einiger Zeit mehr als je und mit einer Empfindung – wenigstens zuweilen – von innerer Fülle wie niemals früher. Ich bin jetzt daran eine Novelle zu dictiren, die vor ein paar Wochen beendet wurde, schreibe jetzt einige kleinere und möchte im Sommer eine Komödie schreiben. Der Schleier der BEATRICE wird wahrscheinlich im ^{^Sommer}Herbst an der Burg aufgeführt; wo ich aber mit den neuen Sachen hin soll die ich im Kopf habe weiss ich nicht recht. Es wird nemlich kaum möglich sein in der nächsten Zeit etwas wienerisches zu schreiben, in das nicht die antisemitische Frage hineinspielt – und meine Art darüber zu den-

ken wird weder den Christen noch den Juden recht fein. – Das neue Buch von
 45 BOURGET keī ich nicht, habe schon lange nicht von ihm gelesen; auch das Reife-
 werk von LANCKORONSKY ift mir noch unbekannt. Ich lese jetzt – denken Sie! zum
 ersten Mal – weī ich von einer Jugendbearbeitung abſehe – den DON QUIXOTE;
 daī ein vorzügliches Buch über DANTE von FEDERN, demselben, der den EMERSON
 trefflich überſetzt hat. GIBBON begleitet mich bereits längere Zeit.

Seit das Wetter schön ift, radl ich auch manchmal aufs Land, und für den Sommer
 50 hab ich größere Touren auf dem Rad vor. Vielleicht entſchließen Sie fich
 einmal, in der heißen Zeit ins Gebirge zu gehen; ich habe mich schon darauf
 gefreut, einmal mit Ihnen im Freien zu fein, außerhalb von Stadt und Mauern
 herumzufazieren. Vielleicht läßt es fich gar machen, dſ Sie, Goldmann und Beer
 Hofmaī u ich irgendwo zusammentreffen, fern von allen Zeitungen – und am
 55 Ende auch von aller »Literatur«. –

Jedenfalls hoff ich Sie fagen mir bald wieder ein Wort, wies Ihnen geht. Es ift eine
 meiner wirklichen Freuden, daß Sie meiner mit Sympathie gedenken. Ich grüße
 Sie herzlich.

Ihr

Arthur Schnitzler

60 Wien, 3. 5. 900.

⑨ Kopenhagen, Det Kongelige Bibliotek, Georg Brandes Arkiv, box 125.

Brief, 3 Blätter, 10 Seiten, 4265 Zeichen

Handschrift: schwarze Tinte, deutsche Kurrent

Ordnung: auf der ersten Seite von unbekannter Hand mit Bleistift nummeriert: »20.
 SCHNITZLER« und datiert: »3/5 00«, die Datierung jeweils auf den ersten Seiten der wei-
 teren Blätter mit Bleistift wiederholt, diesmal in Verbindung mit einem vorangestellten
 »?«

▣ 1) Georg Brandes, Arthur Schnitzler: *Ein Briefwechsel*. Bern: Francke 1956, S. 81–83.
 2) Arthur Schnitzler: *Briefe 1875–1912*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981, S. 382–
 384.

^{2–3} *leidend ... Sanatorium*] Vermutlich bezieht Schnitzler sich auf diese Meldung: [O. V.]: *Personal-Nachrichten. [Dr. Georg Brandes]*. In: *Neue Freie Presse*, Nr. 12.811, 24. 4. 1900, S. 6: »Dr. Georg Brandes [redacted], dessen rheumatisches Leiden wieder heftiger aufgetre-
 ten ist, hat sich, um eine so sachverständige und sorgfältige Behandlung als möglich zu finden, in das Commune-Hospital in Kopenhagen begeben. Sein Zustand gibt nicht zu Besorgnissen Anlaß.«

6 *Recidive*] Rückfall

10 *Balneologen*] Balneologie: die Lehre von den Heilbädern

19 *Budapester Einleitung*] Möglicherweise bezieht sich Schnitzler auf diese Meldung:
 [O. V.]: *Ein recht ungezogener Mensch*. In: *Arbeiter-Zeitung*, Nr. 103, 15. 4. 1900, S. 6–
 7, hier S. 6: »Ein recht ungezogener Mensch scheint Herr Georg Brandes [redacted], der
 dänische Literaturkritiker, zu sein. Er hielt am letzten des vorigen Monats in einem
 Budapester Klub einen Vortrag über Ibsen. Da Herr Brandes nicht ungarisch spricht,
 die Budapester aber wenig dänisch verstehen, so sprach Herr Brandes – natürlich
 deutsch [redacted]. Er begann nun seine Rede mit folgenden Worten: ›Meine Damen und
 Herren! Die Sprache, in der ich zu Ihnen rede, ist nicht die ihrige, und sie ist auch nicht
 die meine. Ich gestehe, daß [redacted] ich [redacted] die [redacted] deutsche [redacted] Sprache [redacted] nicht [redacted]
 sehr [redacted] liebe [redacted]; wie ich weiß, ist sie auch [redacted] bei [redacted] Ihnen [redacted] nicht [redacted] sehr
 beliebt [redacted]. Allein dieses einmal muß ich mich ihrer dennoch bedienen, denn
 schließlich ist es doch die Hauptsache, daß wir einander verstehen. Ich habe das Deut-

sche erst in meinem 30. Lebensjahr gelernt, und obwohl ich es vollkommen beherrsche, so ist doch meine Aussprache mangelhaft. Deshalb ist es keine Phrase, wenn ich um Nachsicht bitte.« Man braucht nicht viel Worte zu machen, um zu sagen, was das ist, dessen sich Herr Brandes hier schuldig gemacht hat: eine **Unanständigkeit**. Niemand hat weniger Anlaß, über das deutsche Volk Klage zu führen, wie Herr Brandes, der in deutschen Schriftstellerkreisen stets mit der größten Unbefangenheit und mit warmem Wohlwollen aufgenommen worden ist. Es ist also eine Unziemlichkeit sehr arger Art, wenn Herr Brandes, der kurz vorher in Wien der deutschen Sprache so große Komplimente gemacht hat, den deutschfresserischen Instinkten der Budapester Clique so niedrige Konzessionen bereitet.«